

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**André Brink**

**Stein des Anstoßes**

*Als Schriftsteller in Südafrika*

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung  
von Text und Bildern, auch auszugsweise,  
ist ohne schriftliche Zustimmung des  
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.  
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,  
Übersetzung oder die Verwendung in  
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

## *Inhalt*

Einführung: Vorgeschichte und Hintergründe des Dissidententums . . . . .	11
Die Stellung des afrikaanssprachigen Schriftstellers . . . . .	41
Schriftsteller und ihre Werke in der Welt . . . . .	47
Mahatma Gandhi heute . . . . .	63
Über Kultur und Apartheid . . . . .	84
Englisch und der afrikaanse Schriftsteller . . . . .	117
Literatur als Stein des Anstoßes . . . . .	141
Nach Soweto . . . . .	156
Von Sklaven und Herren . . . . .	188
Kartenzzeichner . . . . .	199
Der Schriftsteller im Belagerungszustand . . . . .	211
Der Intellektuelle und seine Welt . . . . .	241
Schreibend das Schweigen durchbrechen . . . . .	251
Die Freiheit des Veröffentlichens . . . . .	255
Einbildung und Wirklichkeit . . . . .	263
Die Sprachen der Kultur . . . . .	273
Zensur und Literatur . . . . .	283
Vom Schreiben im Belagerungszustand . . . . .	316
Ein Ausnahmestatus . . . . .	339
Bibliographische Anmerkungen . . . . .	344
Anmerkungen des Übersetzers . . . . .	347

# *Einführung: Vorgeschichte und Hintergründe des Dissidententums*

## 1

Die Essays in diesem Band sind alle schon einmal veröffentlicht worden, und obwohl ich sie – manche geringfügig, andere gründlich – überarbeitet habe, bleibt seinem Ton nach jeder das, was er ursprünglich war (ein Vortrag vor Studenten, ein Beitrag zu einem Forschungsprojekt, eine wissenschaftliche Abhandlung, ein Zeitungsartikel für breite Leserschichten ...). Als ich sie aus all dem Material, das sich im Lauf der Jahre in meinen Schubladen angehäuft hatte, auswählte, geschah das nicht in der Absicht, dem Ganzen eine thematische Einheit aufzuzwingen, doch dann ergab sich fast spontan ein zentrales Themenbündel: die Funktion und Verantwortung des Schriftstellers in der Gesellschaft, insbesondere in einem Zustand kultureller und moralischer Bedrängnis. Wenn es eine Überzeugung gibt, die alle in diesem Band versammelten Essays durchdringt, dann die, daß unsere Gegenwart in einer Welt, in der immer mehr Gewalt immer weniger Probleme löst, den Schriftsteller nicht entbehren kann, sondern ihn in ganz besonderem Maße braucht.

Aus naheliegenden Gründen habe ich mich besonders mit der Situation in Südafrika befaßt, mit der Entwicklung in den Jahren, in denen diese Essays entstanden sind (1967–1986), und mit dem Standort, den der afrikaanse Schriftsteller in dieser Situation einnimmt.

Eine der Folgen meiner thematischen Konzentration ist ein gewisses Maß an Überschneidungen. Bei der Überarbeitung

habe ich versucht, diese Wiederholungen auf ein Mindestmaß zu beschränken, aber ganz waren sie nicht zu vermeiden, wollte ich nicht einige Essays hoffnungslos verstümmeln; da setze ich lieber auf die Hoffnung, daß verschiedene Kontexte tatsächlich auch verschiedene Nuancen in der Argumentation erkennen lassen. Eine solche Betrachtungsweise macht es leichter, einige der Essays als vorbereitende oder sondierende Studien anzusehen, die zu anderen Essays hinführen. Damit ist auch schon erklärt, warum ich mich für eine chronologische Anordnung entschieden habe. Und wenn manche Dinge mehrmals gesagt werden, dann liegt das auch an meiner Überzeugung, daß sie – jedenfalls in der südafrikanischen Situation – eine Wiederholung nicht nur vertragen, sondern sie nachgerade herausfordern.

## 2

Zum besseren Verständnis der Umstände, mit denen es ein Dissident und Schriftsteller im Afrikaanertum zu tun hat, mag ein gewisser historischer Ausblick von Nutzen sein.

Als die niederländische Ostindische Kompanie 1652 am Kap der Guten Hoffnung eine Versorgungsstation für ihre Schiffe einrichtete, geschah das nicht mit dem Hintergedanken, eine neue Kolonie oder gar einen neuen Staat zu gründen. Doch schon nach fünf Jahren wurde den ersten »Free Burghers« erlaubt, sich auf eigenen Farmen niederzulassen, und von dem Augenblick an ergab sich eine merkliche Verschiebung der Loyalitäten: während sich die Amtsträger weiterhin auf Holland als *patria* verließen, wandten sich die Farmer dem afrikanischen Boden zu und gingen dazu über, alle Neuankömmlinge, auch die aus Holland, als Fremde und potentielle Ausbeuter anzusehen.

Vier große Ereignisse schafften es in den nächsten dreiein-

halb Jahrhunderten, das nationale Bewußtsein zu formen, das heute den Begriff des Afrikaanertums bestimmt; und es sollte hinzugefügt werden, daß *nur* bei diesen vier Gelegenheiten die kurze und glorreiche Erfahrung einer nationalen Einheit zustande kam. In den Zeiten dazwischen blieb alles im Fluß, ganz und gar geprägt von Spaltung, Feindseligkeit, internen Streitereien und Mißtrauen.

Das erste dieser großen Ereignisse kam zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, im gemeinsamen Kampf holländischer Siedler und neu angekommener französischer Hugenotten gegen den hart durchgreifenden Gouverneur Willem Adriaan van der Stel. Mitten in diesem allgemeinen Aufstand gegen einen tyrannischen Herrscher, in einem Kampf, der auch die Verschmelzung des Französischen mit den am Kap gesprochenen holländischen Dialekten beschleunigte und damit dem Afrikaans als einer künftigen Sprache den Weg bahnte, gab ein siebzehnjähriger Rebell aus Stellenbosch, Hendrik Bibault, eine trotzige Äußerung von sich, die immer noch als das Motto des schreibenden Dissidenten gelten kann:

»Ich gehe nicht«, sagte er, als der Landdrost (Richter) ihn und seine widerspenstigen Gefährten aufforderte, auseinanderzugehen. »Ich bin ein Afrikaner, und selbst wenn mich der Landdrost totschlägt oder ins Gefängnis steckt, werde und will ich nicht schweigen.«

(Bibault wurde dann unter dem Vorwurf der Trunkenheit festgenommen; und bald danach wurde er aus der Kapregion verbannt, denn die Behörden konnten derlei »Ausschwei-fungen und Ungehörigkeiten« nicht tolerieren.)

Es war das erste Mal, daß der Name *Afrikaner* schriftlich festgehalten wurde; und es war ein eigenartig treffender Begriff, der die Prioritäten der noch unentwickelten neuen Nation auf einen Nenner brachte.

Es folgten fast hundert Jahre, in denen Viehzüchter tief ins

Landesinnere zogen und beim Abstecken ihres Farmlandes so viel Abstand zueinander hielten, daß sie nirgends am Horizont den Rauch eines Nachbarn sahen; in diesem Jahrhundert wurde ein neuer Menschenschlag geformt, harte, eigenständige Individuen, kompromißlose Einzelgänger, die nicht mehr miteinander verband als das Land, in dem sie lebten, die Sprache, in der sie sich unterhielten, und die Bibel, die sie lasen.

Erst die Ankunft der Briten – 1795 eine Erste Besetzung, ab 1806 die endgültige Kolonisierung – schaffte die Voraussetzungen für ein zweites Aufflammen nationaler Einheit. Der Konflikt mit England führte bekanntlich dazu, daß die Afrikaaner zu Tausenden loszogen und der Kapkolonie den Rücken kehrten, um anderswo ihr Gelobtes Land zu finden. Doch mochte der Große Treck auch entscheidend dazu beigetragen haben, daß eine große Zahl von Afrikaanern zusammengebracht und in das *laager*-Dasein gezwungen wurde, das dem nationalen Bewußtsein vorausging, so setzte er andererseits die Beziehungen innerhalb der Gruppe einer schweren und fortgesetzten Belastung aus; am Ende stand die Zersplitterung der Trecker, denn sie breiteten sich auf einer riesigen Fläche aus, die Shaka Zulu mit seinen *impis* leergefegt hatte. Und obwohl es Momente eines Zusammengehörigkeitsgefühls gab, in dem sich so etwas wie ein nationaler »Charakter« äußerte, wurde der Rest des Jahrhunderts eher von internen Kämpfen geprägt, vonbrisanten Zusammenstößen vieler Führer und Möchtegernführer in den zwei kleinen Republiken, in Transvaal und im Oranje-Freistaat. Wieder bedurfte es einer überwältigenden, von außen kommenden Bedrohung, um die Afrikaaner zu einer Nation zusammenzuschweißen – der Zweite Burenkrieg (1899–1902) wurde zum Höhepunkt eines Konfliktes, der darauf zurückging, daß seit Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts im Landesinnern Diamanten und Gold ent-

deckt wurden –, und gerade auch die Bemühungen Großbritanniens in den Jahren danach, das Afrikaans als Sprache auszurotten und das gesamte südafrikanische Leben zu anglisieren, sorgten für das Überleben des Afrikanertums. Doch als dann mit der Gründung der Union im Jahr 1910 die Bedrohung aus der Welt geräumt war, kam es erneut zu Streitereien, diesmal verschärft durch eine zunehmende Verstädterung und das Heranwachsen eines großen Afrikaner-Proletariats. Zwei Weltkriege hindurch hielten diese Streitereien an, arteten 1914 in einen Bürgerkrieg aus und kamen auch 1939–45 einer solchen Situation wieder gefährlich nahe, als einige Afrikaner General Smuts' Kriegsanstrengung unterstützten, während andere in den Untergrund gingen und sie sabotierten (mit einer großen, unglücklichen und unsicheren und bis heute nicht festgelegten Gruppe in der Mitte).

Die vierte große Stunde des nationalen Bewußtseins kam 1948 mit dem Wahlsieg der Nationalen Partei, obwohl der Weg dafür schon vor dem Krieg geebnet worden war, als nämlich 1938 zur Hundertjahrfeier des Großen Trecks eine symbolische Sternfahrt von Ochsenkarren nach Pretoria veranstaltet wurde. Trotz des Wiederaufflammens interner Kämpfe in den 60er Jahren hatte das neue *laager* des etablierten Afrikanertums diesmal bis Anfang der 80er Jahre Bestand, ehe wieder einmal in aller Deutlichkeit der alte Zersplitterungsprozeß einsetzte.

Aus all dem ist festzuhalten, daß die weitverbreitete Vorstellung von der »traditionellen Einigkeit der Afrikaner« auf einer falschen Auslegung der Geschichte beruht: während der ersten drei Jahrhunderte weißer südafrikanischer Geschichte sind Streit und Zerrissenheit innerhalb des Afrikanertums sehr viel stärker in Erscheinung getreten als Einigkeit. Gerade *weil* den Afrikanern von heute so schmerhaft bewußt ist, was es heißt, zerstritten zu sein,

reagieren sie auf das Dissidententum unter den gegenwärtigen Umständen mit solcher Bestürzung und Wut. Die Apartheid, die die Einigkeit der Afrikaner seit 1948 definiert, braucht, will sie Erfolg haben, einen Eindruck der Geschichtlichkeit, der Unveränderlichkeit; der Dissident entlarvt sie als das, was sie wirklich ist. Und die Reaktion wird sogar noch bösartiger, wenn man berücksichtigt, daß sich die Dissidenten diesmal nicht gegen eine fremde Macht, sondern gegen die Machtbasis der Afrikaner auflehnen. Die Kämpfe während der Nomadenjahre des achtzehnten Jahrhunderts oder im Verlauf des Großen Trecks oder der Geschichte der daraus hervorgegangenen kurzlebigen Republiken beruhten ausnahmslos auf einem Zusammenprall unterschiedlicher Persönlichkeiten mit dem unbändigen Willen, unabhängig zu bleiben: nie wurde die Daseinsberechtigung des Afrikaners als einer Spezies Mensch mit hineingezogen – doch genau das passiert heute.

Selbst als der junge Dichter Eugène Marais gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Präsidenten Paul Kruger aneinandergeriet, ging der Streit um zwei Aspekte des Afrikanertums – ein holländischen Traditionen verpflichteter Konserватismus stand gegen ein neues progressives Afrikaans-Bewußtsein –, und darüber hinaus ging es um den universellen Kampf der Tugendhaftigkeit gegen die Verderbtheit. Der Streit führte nicht dazu, daß das eigentliche Wesen des Afrikanertums in Frage gestellt wurde (aus dem einfachen Grund, weil das Afrikanertum ideologisch noch nicht definiert worden war); darum geht es erst den Dissidenten unserer Tage.

In einigen wichtigen Punkten unterschied sich die Einigkeit, die durch die Wahlen von 1948 bestätigt wurde, von jenen früheren Phasen, in denen das Gelobte Land schon in Sichtweite gewesen war. Im Jahr 1707, im frühen 19. Jahrhundert und 1899–1902 führten die Ereignisse im historischen Sinne

nie zum Sieg: als die Bürger ihren Kampf gegen van der Stel gewonnen hatten, zogen sie sich ins Landesinnere zurück; im Großen Treck ließen Afrikaner wieder ein besiedeltes, »zivilisiertes« Territorium zurück und machten sich auf die Suche nach einem Utopia, das ihnen selbst in der kurzen Geschichte der Burenrepubliken entglitt; der Zweite Burenkrieg endete mit einer Niederlage (zumindest kurzfristig gesehen). Doch 1948 kam der Afrikaner zum erstenmal in seinem eigenen Land an die Macht. Es hatte zwar schon ab 1910 Afrikaner-Regierungen gegeben, aber sie hatten entweder im Schatten des Britischen Empires gestanden oder waren, in den 20er Jahren, nur Koalitionspartner gewesen. Das hatte dem so schwer erreichbaren Sieg um so mehr Bedeutung verliehen; und daß die eben erst erlangte Macht von innen bedroht wurde, erwies sich als eine wahrhaft traumatische Erfahrung.

Außerdem hatten sich die früheren Anzeichen eines erwachenden Nationalbewußtseins aus Kämpfen gegen Wertesysteme ergeben, die als mehr oder weniger fremd oder schädlich oder beides angesehen wurden. Der Sieg von 1948 bedeutete den Triumph dessen, was das Afrikanertum mittlerweile als seine *eigene* Identität ansah. Die Probleme fingen an, als diese Identität in einer Ideologie ihren Ausdruck fand: in der Ideologie der Apartheid.<sup>\*</sup>)

Die Entwicklung des Afrikaners zu einem Menschen mit nationalem Bewußtsein hat sich, wie aus dem kurzen Überblick klar geworden sein müßte, immer in zwei Hauptbahnen der Erfahrung vollzogen: einem positiven Faktor, der in der wachsenden Neigung des Afrikaners steckte, Afrika zu erkunden und sich mit Afrika zu identifizieren, und einem negativen, der mit seinen Versuchen zu tun hatte, sich – als

\* Den Aufstieg der Ideologie der Apartheid erörtert mit bemerkenswertem Einfühlungsvermögen W.A. de Klerk in *The Puritans in Africa*, London 1975.

einer aus Gottes auserwähltem Volk – gegen andere zu behaupten. Mit der Übernahme der Apartheid als der Ideologie, die zum Selbstbild des etablierten Afrikaanertums am besten paßte, wurde nur der negative Faktor bestärkt – auf Kosten des positiven, der völlig ausgeschlossen wurde.

Damit die Apartheid als eindeutiges Attribut des etablierten Afrikaanertums Gesetzeskraft erlangen konnte, mußte sie weit über den Bereich der Politik hinausreichen: sie war nicht einfach eine politische Haltung, die als Reaktion auf die Rassensituation im Lande »angenommen« wurde, sondern mußte als die Ausdehnung eines ganzen Wertsystems akzeptiert werden, das alle Bereiche der sozialen Erfahrung, Wirtschaft, Philosophie, Ethik und vor allem der Religion umfaßte. Die Kirche selbst mußte die entscheidende Rechtfertigung für die Ideologie liefern.

Doch damit nicht genug: die Ideologie versuchte sogar, sich die Sprache einzuhauen, die sich in der Zeit des Zweiten Burenkrieges als ein so entscheidender Faktor herausgestellt hatte. Es wurden alle Anstrengungen unternommen, Afrikaans zur Sprache der Apartheid zu machen. Diese Entwicklung rief den Schriftsteller auf den Plan, denn ihm war klar, wenn man die afrikaanse Sprache auf diese Weise herabsetzte und einschränkte und zum Instrument des Unterdrückers machte, dann lief das dem eigentlichen Wesen dieser Sprache entgegen. Und wenn das Establishment mit seiner versuchten Piraterie je Erfolg haben sollte, wäre für den Afrikaner nicht nur die Zukunft, sondern insbesondere die Vergangenheit verloren: denn die Sprache ist das lebendige Reservoir dieses unterdrückten, aber unentbehrlichen positiven Aspektes all der Erfahrungen, die der Afrikaner machen mußte, während er in einem schwierigen und mühsamen Prozeß lernte, nicht nur *in* diesem Kontinent, sondern als ein *Teil* davon zu überleben: als Teil seines Blutes und seines Fleisches und seiner Knochen und

seiner Eingeweide, als Teil seiner tiefen und furchtbaren Rhythmen.

Wenn der dissidierende Afrikaner bei den Herrschenden heute so bösartige Reaktionen auslöst, dann deshalb, weil er als ein Verräter angesehen wird, ein Verräter an allem, wofür das Afrikaanertum steht (da die Apartheid diese Definition an sich gerissen hat) – während der Dissident doch in Wirklichkeit um die Durchsetzung der positivsten und kreativsten Aspekte seines Erbes kämpft, verbunden mit jener Erfahrung von Afrika, die er mit anderen Afrikanern teilt.

Alles in allem verleugnet die Apartheid, so wie ich sie sehe, gerade das Beste im Afrikaner. Was sie enthüllt, ist nur die eine Seite von ihm, gekennzeichnet durch Angst, durch Argwohn, durch Unsicherheit, und deshalb durch Arroganz, Gemeinheit, Engstirnigkeit, Sturheit. Was sie verleugnet, ist die Achtung des Afrikaners vor dem Leben, seine romantische Veranlagung, seine Neigung zum Mystischen, seine tiefe Verbundenheit mit der Erde, sein großes Herz, sein mitführendes Wesen.

Wenn die Apartheid eines Tages weggefegt wird, dann *braucht* das nicht automatisch das Verschwinden des Afrikaners selbst mit sich zu bringen: nur die Ausrottung seiner negativen Seite. Aber wenn er die Dinge nicht selber zurechträgt, wenn er weiterhin nur auf seiner negativen Darstellung besteht, wird er unweigerlich alles verlieren. Der dissidierende Schriftsteller weiß das und weiß die der Situation innewohnenden tragischen Möglichkeiten richtig einzuschätzen: folgerichtig kämpft er nicht nur *gegen* das, was im Afrikaner böse ist, sondern auch *für* das, was er an potentiell Gutem in ihm wahrnimmt. Es ist, mit anderen Worten, nicht nur ein Kampf, der auf die Befreiung Schwarzer von der Unterdrückung durch Weiße abzielt, sondern auch ein Kampf für die Befreiung des Afrikaners von der Ideologie, die ihn dazu gebracht hat, sein besseres Ich zu

negieren. Der Dissident kämpft für das, was der Afrikaner im Lichte seiner eigenen Geschichte hätte werden können und werden müssen, wenn er sich nur nicht von widrigen Umständen (tatsächlichen und eingebildeten) seinen Horizont so hätte verengen lassen, daß nur noch die kleinen harten Tatsachen des physischen Überlebens zählten.

### 3

Von einem Dissidententum unter Afrikanern vor 1910 zu sprechen, ist eine heikle Angelegenheit; streng genommen gilt das sogar bis 1948, denn in dieser frühen Zeit bedeutete Dissidententum Auflehnung gegen eine von außen kommende etablierte Obrigkeit und nicht gegen das etablierte Afrikanertum selbst. Dennoch lassen sich einige bedeutsame Aspekte des heutigen Dissidententums veranschaulichen, wenn man sich die Pioniertage ansieht, als die oben erwähnten positiven Aspekte des Afrikanertums noch nicht verschüttet waren.

Es fällt sofort auf, daß die frühen Dissidenten, meistenteils ziemlich pikareske Gestalten, ihre Auflehnung gegen die Obrigkeit auf eine totale Identifizierung mit dem afrikanischen Kontinent stützten: fast ein Jahrhundert nach Bibaults Generation erklärten die Bürger von Graaff Reinet und Swellendam die Unabhängigkeit ihrer zwei winzigen Dorfrepubliken gegenüber einem fremden Eindringling, der, so sagten sie, von Afrika keine Ahnung habe. (Originellerweise fühlten sich diese Bürger gleichzeitig von der Französischen Revolution inspiriert und gingen so weit, einander mit *citoyen* und *citoyenne* anzureden!) Der Archetyp des rebellierenden Afrikaners war zu Beginn des 19. Jahrhunderts der fast legendäre Coenraad de Buys, ein entflohener Verbrecher, der mit seiner schwarzen Frau jenseits der Grenzen

der Kolonie lebte und vorsätzlich und genüßlich alle Kolonialgesetze brach, die ihm in die Quere kamen. Sein Zeitgenosse Frederik Bezuidenhout, der auch mit einer dunkelhäutigen Frau zusammengelebt haben soll, bot der britischen Obrigkeit so dreist die Stirn, daß sie schließlich Soldaten losschickte, die ihn abholen und vor Gericht schleppen sollten: als er erschossen wurde, erhoben sich die Bauern an der Ostgrenze in einem bewaffneten Aufstand und versuchten, den schwarzen Häuptling Ngqika zu überreden, sich ihnen anzuschließen. Dieser fehlgeschlagene Aufstand von Slagtersnek wurde zu einer der Hauptursachen für den Großen Treck.

Der allererste Trecker, Louis Trichardt, war seinerseits ein recht eigenwilliger Typ, der angeblich jahrelang Waffen für die Xhosas schmuggelte, ehe er seinen Ochsenkarren belud; zu der Zeit waren die meisten seiner nächsten Nachbarn und Freunde tatsächlich Schwarze.

Im Kontext ihrer Zeit gesehen, mögen diese bunten Charaktere – und es gab noch viele andere – »nur« pikaresk erscheinen. Aber sie erreichten eine vollkommene Identifizierung mit Afrika und seinen Ureinwohnern, was den unendlich viel klügeren Dissidenten unserer Tage als Beispiel dienen könnte. Der moderne Dissident wendet sich gegen die zu »seinen eigenen Leuten« gehörenden Behörden, weil er in dem Kurs, den diese Leute eingeschlagen haben, einen Akt des Verrats sieht: dieser Kurs führt exakt zu den Übergriffen, die in der Vergangenheit einst den »fremden Unterdrücker« charakterisierten.

Das Einssein mit Afrika, das den Rebellen der Gegenwart inspiriert, und seine Solidarität mit unterdrückten Schwarzen unterscheidet sich radikal von den philanthropischen Gefühlen weißer Liberaler von der *noblesse de robe*, die es sich, wie schon ihre Vorgänger zu Racines Zeiten, leisten können, mit der Obrigkeit aneinanderzugeraten, weil sie im

Grunde von ihr *beschützt* werden. Selbst der boshaft und oft betrügerische alte Gauner Paul Kruger erlangte in seinem Widerstand gegen die Engländer einen Hauch von Größe, denn was ihn im wesentlichen beflogelte, war seine Identifizierung mit diesem Land, diesem Afrika. Diese Empfindung floß dann auch in jene edlen Worte, die schon 1881 ausgesprochen wurden:

»Voller Zuversicht treten wir vor die Welt, um unsere Sache darzulegen. Gleich, ob wir triumphieren oder sterben: die Freiheit wird über Afrika aufgehen wie die Sonne über den Wolken am MorgenhimmeL«.

Es ist kein Zufall, daß diese Worte viele Jahre später von Bram Fischer zitiert wurden, als man ihn zu einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe verurteilte: denn auch Fischer wurde zu einem großartigen Beispiel für das Dissidententum unter Afrikanern (vgl. »Mahatma Gandhi heute«). Während »seine eigenen Leute« ihn beschuldigten, er mache gemeinsame Sache mit dem Feind, zeigte er in Wirklichkeit jenen Gerechtigkeits- und Freiheitssinn und jene Identifizierung mit Afrika, die schon seit Jahrhunderten durch das Flußbett echten Afrikanertums strömten und die von einer Geschichte inspiriert waren, die auch von schwarzen Afrikanern geteilt wurde, der Geschichte von einer Stammesvergangenheit, von der bäuerlichen Verbundenheit mit der Erde und von einer Ausbeutung durch »andere« von »anderswoher«.

Ein weiterer herausragender Name in der Heldengalerie der dissidierenden Afrikaner ist der Geistliche Beyers Naudé, der seit fünf Jahren gebannt ist und der dem Widerstand gegen die Unterdrückung eine spezifisch christliche Dimension verliehen hat. (Es überrascht nicht, daß der einflußreiche junge Kirchenführer Dr. Alan Boesak ebenfalls Naudé als den Mann nennt, der ihn in seinem Leben am meisten inspiriert habe.) Doch in der Zeit zwischen Fischer und

Naudé ist etwas Interessantes geschehen. Als sich Fischer damals auflehnte, war es dem Afrikaanertum möglich, ihn total zu ächten. Auf der anderen Seite wird Beyers Naudé zwar, seit er gegen den geheimen Broederbond – den ideologischen Wächter innerhalb der Nationalen Partei – Stellung bezogen hat, nicht weniger gehetzt und schikaniert und drangsaliert, aber er genießt im *laager* nach wie vor so viel Sympathie und hat unter jungen Afrikaanern so viele Bewunderer, daß seine Ächtung nie vollkommen sein kann.

Das erklärt auch, warum die Rebellen der nächsten Generation, die als »Sestiger« bezeichneten Schriftsteller, noch einen Schritt weiter gehen konnten: von der Obrigkeit verdammt, weckten sie nichtsdestoweniger eine solche Welle der Sympathie und Begeisterung unter jungen Lesern, daß ihre Zurückweisung durch die maßgeblichen Stellen weitgehend auf die Behörden selbst zurückfiel.

#### 4

Seit 1875, als die erste afrikaanse Sprachbewegung begann, gibt es schreibende Dissidenten in verschiedener Form und Ausprägung. Die Verfechter der Sprache waren selbst Dissidenten, sieht man sie in dem größeren Zusammenhang des »Holländischen« Südafrika in der Kapkolonie und im Transvaal: ihre wichtigsten Gegner waren die Mitglieder der Synode der Nederduitse Gereformeerde Kerk, die in der jungen Sprache eine Bedrohung all dessen sahen, was in der kirchlichen Tradition verehrungswürdig und »christlich« war. Aber im Rahmen des entstehenden Afrikaanerstaates waren diese Schriftsteller natürlich alle glühende Patrioten, die Durrells düsterer Beschreibung des Puritanismus gerecht wurden: »Eine puritanische Kultur

hält sich in ihrem Kunstbegriff an das, was ihren moralischen Grundsätzen beipflichtet und ihrem Patriotismus schmeichelt...«

Und das heißt, daß man in diesen frühen Jahren, bis etwa 1920, Dissidententum nicht auf der augenfälligen, politischen Ebene suchen sollte, sondern anderswo: in Eugène Marais' eindringlicher Schilderung der Welt der Sān (der »Buschmänner«) in seinen besten Gedichten zu einer Zeit, als Gedichte selten mehr als Knittelverse waren, oder in seinen scharfsinnigen, wißbegierigen, wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Exkursen über das Leben von Pavianen und Termiten, zu einer Zeit, als solche Unternehmungen für »antichristlich« gehalten wurden; im Mitgefühl des Dichters Leipoldt mit all den unschuldigen Kriegsopfern, obwohl von ihm nur engstirnigster Chauvinismus erwartet wurde; oder in der Art und Weise, wie er einen Stoff aus dem mittelalterlichen Katholizismus zu einem Theaterstück verarbeitete – in einer Gesellschaft extremistischer Calvinisten; oder in seinem Liebäugeln mit dem Buddhismus oder seinen provozierenden Aussagen zu allen Themen, die bei seinen Zeitgenossen als tabu galten, ob er nun vorschlug, kleinen Kindern lieber Wein statt Milch zu geben, oder ob er den Begriff des Nationalismus mit dem des Okkulten verband.

In den 20er Jahren wurden einige Dichter freimütiger, namentlich Toon van den Heever, der alle traditionellen Werte des Afrikaanertums – vom Calvinismus bis zur Etikette in Liebesdingen – mit beißendem Zynismus verwarf und damit seine Zeitgenossen ärgerte. Die ersten hartnäckigen Kritiker des Systems, die Generation eines Van Wyk Louw, erschienen in den 30er Jahren und stießen für die afrikaanse Literatur die Tür zur Außenwelt auf: die Philosophien Schopenhauers, Nietzsches, Hegels (vermischt mit einer ordentlichen Portion von *Mein Kampf*) hielten Einzug

in die afrikaanse Dichtung; die körperliche, einschließlich der homosexuellen Liebe wurde als Thema eingeführt; vor allem verwarf diese Generation die Vorstellung vom Dichter als dem Sprachrohr seines Volkes und beharrte auf dem Vorrang des Individiums und seiner Wahrnehmung und Erfahrung der Welt. Aber auch wenn sie die Emanzipation der afrikaansen Dichtung bewirkten und die Fesseln des Kolonialismus sprengten, so überschritten sie mit ihren Exkursen doch nur selten die durch Begriffe wie »loyaler Widerstand« und »liberaler Nationalismus« recht vorsichtig gesteckten Grenzen. Erst in seinen späteren Werken nahm sich Van Wyk Louw die Freiheit heraus, an seinen »eigenen Leuten« beharrlich – wenn auch mit Verständnis und Mitgefühl – scharfe Kritik zu üben. Wenn die Schriftsteller dieser Generation den Zorn ihrer afrikaansen Zeitgenossen auf sich luden, dann nicht wegen ihrer kritischen Gedichte, sondern weil das, was sie schrieben, dem *volk* abstrus, unverständlich, obskur erschien. Doch wenigstens bei einer Gelegenheit von ungeheurer symbolischer Bedeutung stieß Van Wyk Louw offen mit der Obrigkeit zusammen. 1938 hatte er für die Hundertjahrfeier des Großen Trecks ein patriotisches Schauspiel geschrieben, in dem er im Leiden seines Volkes während seiner ganzen Geschichte die Daseinsberechtigung des Afrikaanertums fand: getreu den Anforderungen der Zeit hatte er genau das geliefert, was von einem »Nationaldichter« erwartet wurde. Doch als er den Auftrag erhielt, für das »Fest der Republik« 1966 ein neues Stück zu schreiben, wurde darin nicht das tüchtige *volk* gepriesen und seine Geschichte verherrlicht, sondern es war eine grundlegende Auseinandersetzung mit dem eigentlichen Wesen des Nationalbewußtseins. Statt allgemein anerkannte Werte zu bekräftigen, stellte Louw die Frage an den Anfang: »Was ist eine Nation?« – und gab im weiteren Verlauf des Stücks keine Antworten, sondern warf immer neue Fragen auf. Das

zog ihm den Zorn des furchtbaren Premierministers Dr. Verwoerd zu, der in seiner Ansprache zum Tag der Republik einen vernichtenden Angriff auf Louw im besonderen und Schriftsteller im allgemeinen losließ. Ein Jammer, daß Louw auf eine Erwiderung verzichtete (»Wie kann ein Wal gegen einen Elefanten kämpfen?« fragte der Dichter D.J. Opperman in seinem Namen). Aber Louws Schweigen war wahrscheinlich bereit genug.

Erst mit der Generation der 40er kam wirklich so etwas wie offenes politisches Dissidententum in die afrikaanse Dichtung: in den ersten zögernden Fragen, die der farbige Dichter S.V. Petersen stellte (und über die später die wortgewaltige und zornige Lyrik Adam Smalls noch hinausging), und vor allem bei D.J. Opperman, dem ersten afrikaansen Dichter, der die komplexe Rassensituation Südafrikas offen untersuchte und bloßstellte und in unvergeßlichen und konkreten Bildern die fundamentale Menschlichkeit aller Bewohner dieses Landes erkennen ließ – ob schwarz oder braun oder weiß. Mitte der 50er Jahre verursachte sein kurzes Gedicht *Kersliedjie* (*Weihnachtslied*) einen Aufruhr unter den Etablierten, denn Christus wird darin als ein braunes Kind geschildert, das im Farbigenviertel des Sechsten Distrikts in Kapstadt zur Welt kommt. In *Staking op die suikerplantasie* (*Streik auf der Zuckerrohrplantage*) rüttelte Opperman an der altehrwürdigen Gleichsetzung von Weiß und Schwarz mit Gut und Böse, indem er die Elemente des Bösen und Chaotischen innerhalb der rein weißen Kultur enthüllte; in *Springbokke* zeichnete er eine apokalyptische Vision vom Afrikaanertum, das wie ein Rudel wild gewordener Springböcke geradewegs ins Meer stürmt; in zahllosen Gedichten bekräftigte er die unabdingbare Gleichheit aller Menschen, ungeachtet ihrer Hautfarbe – und immer überhöhte er das rein Politische auf einer Ebene visionärer Intensität.

In den 50ern bekam Opperman Unterstützung durch Peter Blum, einen seltsamen Kometen, der für kurze Zeit und mit blendendem Glanz über unseren südlichen Himmel raste: geboren in Triest und ohne Afrikaans-Kenntnisse als Student nach Kapstadt gekommen, lernte er rasch die Sprache und wurde einer ihrer glanzvollsten Dichter (mit nur zwei dünnen Bänden: danach packte er seine Habe wieder und emigrierte). Deutlicher als alle seine Vorgänger enthüllte Blum, wie wenig Einfluß der Afrikaner auf das Land hatte, und er sah ihn auf die Apokalypse zugehen, ob nun mit einem großen Knall oder einem Winseln.

## 5

Die Generation der Sestiger (der Sechziger) verbreiterte die Basis der Auseinandersetzung in der afrikaansen Literatur. Da ihre Arbeit in den folgenden Essays immer wieder angesprochen wird, mag es hier genügen, kurz auf den äußeren Rahmen ihrer Erneuerung und auf die allgemeine Entwicklung der Bewegung einzugehen.

Es war eine Bewegung – sofern man die Arbeit einer kleinen Gruppe von sehr unterschiedlichen Temperaturen und Talenten als eine Bewegung bezeichnen kann – mit rein literarischen Ursprüngen: am Anfang stand die Auflehnung gegen abgedroschene Themen und veraltete Strukturen in der afrikaansen Dichtung. Aber weil so vieles davon von europäischem Denken inspiriert war – für die jüngeren Leser von größtem Reiz, doch für das Establishment auf allen Ebenen ein Kulturschock –, sorgte die bilderstürmerische Leidenschaft dieser Schriftsteller bald dafür, daß sie mit den meisten der etablierten religiösen und sittlichen Werte des »traditionellen« Afrikanertums frontal zusammenstießen. Die Folge war, daß diese frühen Werke, obwohl größtenteils

ohne offene politische Tendenz, in ihrer Auswirkung eben doch politisch waren; besonders im Werk des »Vaters« der Bewegung, Jan Rabie (*Ons, die Afgod* [Wir, der Abgott] und *Bolandia*, ein Romanzyklus über die gemeinsame Geschichte von Weißen und *Coloureds*) wurden politische Themen offen zur Sprache gebracht. Die Heftigkeit des kulturellen Zusammenpralls und das Ausmaß der Erschütterungen im gesamten Afrikaanertum sind für den Außenstehenden nur dann zu begreifen, wenn er wirklich weiß, welches Entsetzen die Vorstellung auslöst, jemand könnte das *laager* verlassen.

Wegen der politischen Dimension, in der sich die Arbeiten der neuen Generation bewegten, war es nur eine Frage der Zeit, wann sich die betroffenen Schriftsteller mit den politischen Konsequenzen ihres frühen Interesses an menschlichen Beziehungen befassen würden. Gegen Ende der 60er Jahre kam es in dem Magazin *Kol* zu einem kurzen, aber heftigen Streit zwischen zwei Gruppen von Sestigern: die erste Gruppe mit so bekannten Autoren wie Etienne Leroux und Chris Barnard, verfocht das Prinzip einer *l'art pur*; Jan Rabie, Breyten Breytenbach und ich bestanden darauf, daß sich die Literatur um die soziopolitische Wirklichkeit Südafrikas kümmern und dagegen kämpfen müsse. Obwohl wir von oberflächlichen und seichten Formen eines sozialen Realismus, von Agitprop und Propaganda alle nichts hielten, waren wir der festen Überzeugung, daß die Literatur – in Anbetracht der Gesellschaft, in der wir arbeiteten – nur dann lebendig und kraftvoll sein konnte, wenn sie sich mit den fraglichen Themen innerhalb dieser Gesellschaft offen auseinandersetzte: selbst wer schwieg und sich nicht festlegte, verriet nach unserer Überzeugung eine politische Einstellung. In manchen Kreisen ist dieser Streit heute noch in vollem Gange; aber es ist bezeichnend, daß die meisten der Schlüsselfiguren unter den Sestigern, einschließlich derer,

die sich ursprünglich sehr heftig gegen ein Engagement gewehrt hatten, im Laufe der 70er Jahre ihren Themenbereich erweitert und auf den gegenwärtigen südafrikanischen Schauplatz ausgedehnt haben. In *Magersfontein*, o *Magersfontein* zeichnet Etienne Leroux ein auf groteske Weise neues Bild von einer der geheiligten Begebenheiten des Afrikaanertums, der Schlacht von Magersfontein im Burenkrieg: ein Filmteam bemüht sich, den originalen Hergang zu rekonstruieren, und das Ganze endet unweigerlich in einer apokalyptischen Sintflut. Der Kurzgeschichtenschreiber Abraham de Vries hat in jüngster Zeit immer wieder aufrüttelnde Eindrücke von Menschen vermittelt, die in einer Apartheid-Gesellschaft auseinandergerissen werden. In *Donderdag of Woensdag* (*Donnerstag oder Mittwoch*) nutzt John Miles glänzend die Form des Thrillers – ein Politiker wird entführt, in dem auch der unbedarfteste Leser den ehemaligen Premierminister John Balthazar Vorster erkennt – zu einer vernichtenden Satire auf den südafrikanischen Sitzenkodex. Selbst ein im wesentlichen unpolitischer Autor wie Karel Schoeman hat, besonders in *The Promised Land*, in erschreckenden Bildern die Folgen eines kompromißlosen Afrikaanertums aufgezeigt. Elsa Joubert, die sich von ihren frühesten Werken an von Afrika zutiefst fasziniert zeigt, machte in Afrikaanerkreisen Furore, als sie mit *Poppie Nongena* herauskam, einem herzzerreißend ehrlichen Bericht von den Bemühungen einer einfachen schwarzen Frau, ein Plätzchen zu finden, das sie ihr eigen nennen kann: es wäre keine Übertreibung, zu sagen, daß Elsa Joubert mit dieser fiktiven Biographie Afrikaanern das gegeben hat, was Patons *Cry the Beloved Country* drei Jahrzehnte vorher weißen Lesern im allgemeinen bedeutet hat. Wie ich im Nachtrag zu *Kultur und Apartheid* aufgezeigt habe, beweisen Werke wie dieses, daß die kulturelle Schizophrenie, wie die Sestiger sie erlebt haben, die in ihren frühen Werken ihre kosmopoliti-

sche Sicht der Dinge nicht mit der *laager*-Mentalität des Afrikaanertums in Einklang bringen konnten, letztlich die Konflikte in ihrem Innern löste: sie »kehrten heim« nach Afrika, im eigentlichen Sinn des Wortes.

Man sollte daraus nicht schließen, daß die afrikaanse Literatur blüht. Das Gegenteil ist der Fall. In den 70er Jahren haben die Zensur und Schikanen verschiedener Art Schriftsteller so eingeschüchtert, daß im letzten Jahrzehnt kaum ein neuer, auch nur einigermaßen bedeutender afrikaanser Romancier hervortrat. (Dagegen haben Lyriker in reichem Maße publiziert, ein Phänomen, das an anderer Stelle in diesem Buch erörtert wird.) Die oben erwähnten Autoren hatten sich bereits in den 60er Jahren etabliert, so daß es für die Behörden schwieriger war, sie zum Schweigen zu bringen. Die gewaltige Resonanz, die ihr Werk unter jungen Afrikaanern gefunden hat, verhindert, daß schärfere Maßnahmen gegen sie ergriffen werden. Allerdings sollte niemand die Hindernisse unterschätzen, die einem Schriftsteller in den Weg gelegt werden, wenn er entschlossen ist, sich klar und deutlich gegen die südafrikanische Regierung auszusprechen. Der aktive Einschüchterungskrieg, den die Sicherheitspolizei und andere gegen ihn führen, spielt im täglichen Leben und selbst in den persönlichsten Erfahrungen eines solchen Autors eine große und sehr reale Rolle. Und die ständige Gefahr, von seinen Lesern abgeschnitten zu werden – was in einer kleinen Sprache wie dem Afrikaans viel leichter zu bewerkstelligen ist als in einer der Weltsprachen –, bereitet dem Schriftsteller besondere Qualen. Diese Verwundbarkeit bestimmt weitgehend das Bewußtsein des Schriftstellers von seiner Funktion in einer eingeschränkten Gesellschaft und von seiner verantwortungsvollen Position in seiner Welt, einer Verantwortung, die die Mehrzahl der Essays in diesem Band angeregt hat.

Ich wurde in den ersten Frühlingstagen des Jahres 1960 auf einer Bank im Jardin du Luxembourg in Paris geboren.

Ich war natürlich auch schon früher geboren worden; und nach jenem kühlen strahlenden Frühlingsmorgen in Paris erlebte ich auch noch einige weitere Geburten, die einen leicht, die anderen traumatisch, aber keine war so entscheidend wie diese eine. Im europäischen Herbst des vorausgegangenen Jahres war ich nach Paris gekommen, um mich mit vergleichender Literaturwissenschaft zu beschäftigen. Ich erfuhr in den zwei Jahren, die ich an der Sorbonne verbrachte, zwar eine Menge über Literatur, aber mehr noch über die Welt, über das Leben, über mich selbst. Mehr als zwanzig Jahre lang hatte ich ein ruhiges, fast ereignisloses Leben in einer Reihe kleiner südafrikanischer Dörfer geführt, alle überwiegend afrikaans, alle äußerst konservativ, alle versunken in einer fast alttestamentarischen Welt calvinistischer Strenge. Auf den Bauerhöfen, wo ich als Kind oft die Ferien verbracht hatte, hatte ich zusammen mit den anderen – schwarzen und weißen – Jungen gespielt und mich nie mit unseren unterschiedlichen Braun- oder Rosatönungen aufgehalten. Ich stellte keine Fragen, und genau so akzeptierte ich später dann die allmähliche Differenzierung meiner Welt, die Tatsache, daß die Hautfarbe die Struktur der Gesellschaft bestimmte. Rasse und soziale Stellung waren identisch, und da es schlicht unmöglich war, einer schwarzen Person in einer anderen Rolle als der des Hausangestellten oder Hilfsarbeiters zu begegnen, kam die Frage nach der »Menschlichkeit« gar nicht erst auf. Wie alle meine Altersgenossen glaubte ich, der Unterschied zwischen den Rassen sei von Gott gefügt worden und sei eine Folge der Verfluchung Kanaans und der babylonischen Verwirrung. Nach dem Schulabschluß besuchte ich die Universität in

Potchefstroom, eine kleine Institution und ein Bollwerk des Calvinismus. Es gab dort natürlich keine schwarzen Studenten; in meiner Erfahrung existierten sie gar nicht. Im damaligen Südafrika konnte man – und für viele gilt das heute noch – sein ganzes Leben exklusiv in einem der zahlreichen, auf totale Rassentrennung bedachten Mikrokosmen auf dem Land verbringen, ohne jemals mit anderen Menschen – es sei denn auf einer ganz oberflächlichen Ebene – in Berührung zu kommen. Man wußte kaum, daß sie existierten. Wenn es wirklich andere Leute gab, dann waren sie eben *sie*: die schwarze Masse, die anderen. Bestenfalls konnte man sie mit missionarischer Arbeit für die Sache der Christen gewinnen, womit sich vielleicht die Gefahr verringern ließ, die sie für die weiße Zivilisation darstellten. Nicht mehr.

Und doch gab es, naturgemäß, allerlei kleine Vorfälle, die zunächst kaum wahrnehmbar waren, sich aber ständig ansammelten, sich im Unterbewußtsein versteckt hielten, um eines Tages aufzutauchen, wenn man reif genug sein würde, sie anzuerkennen. Mein Vater war Richter. An vielen Nachmittagen meiner Kindheit kauerte ich hinten in einer Ecke des Gerichtssaales, wo ich mit offenen Augen und Ohren und voller Ehrfurcht die Fälle verfolgte, die er zu verhandeln hatte. Die meisten dieser Fälle kamen aus einer Welt, die von meiner eigenen so weit entfernt war, daß sie mir nie ins Bewußtsein drangen. Solche Dinge passierten schwarzen Leuten; sie hatten mit mir wirklich nichts zu tun. Nur daß eine tief verwurzelte Achtung in mir wuchs, eine Achtung nicht nur vor dem Gesetz, das mein Vater vertrat, sondern vor der Gerechtigkeit, die er verkörperte. Daß Menschen einander Unrecht tun können und daß Schwarzen oft Unrecht geschah, grub sich mir tief ins Bewußtsein ein, wie auch die Erleichterung darüber, daß die Wiedergutmachung eines erlittenen Unrechts möglich war, bestimmt jedenfalls, wenn es von meinem Vater abhing.

Was sich jedoch im Gerichtssaal abspielte, geschah gleichsam aus zweiter Hand: es gab dort keine Verbrechen, sondern Gerüchte und Berichte von Verbrechen. Doch eines Tages kam ein schwarzer Mann zu uns nach Hause, blutüberströmt, ein gräßlicher Anblick. Er sei von seinem Master geschlagen worden, sagte er, und dann sei er zur Polizei gegangen, um sich zu beschweren, und auch dort hätten sie ihn geschlagen. Nun bitte er uns um Hilfe. Mein Vater war in dem Augenblick nicht da, aber als er nach Hause kam, tat er genau das, was ich von ihm erwartet hatte. Er nutzte seinen Einfluß dazu sicherzustellen, daß die Beschwerde des Mannes gehört wurde.

In meiner Studentenzeit machte sich ein schwarzer Junge, der immer im Garten von Freunden gearbeitet hatte, heimlich davon. Er wurde wieder eingefangen und zurückgebracht und in der Garage beinahe zu Tode geprügelt. Sein Master war einer der umgänglichsten und liebenswürdigsten Menschen, die mir je begegnet sind. Der Junge hatte natürlich unrecht getan, als er weggelaufen war. Mich aber traf die Erkenntnis, daß er nie selber hatte entscheiden können, wo oder wie er arbeiten wollte. Er war von dem Master eingestellt worden, das war alles. Schon die Prügel waren schrecklich gewesen, aber das war noch schlimmer: er hatte nie frei entscheiden können.

Eines Tages stattete ein führender schwarzer Akademiker, ein überaus gelehrter und kluger Mann, der verstorbene Professor Z. K. Matthews, unserer Universität einen Besuch ab und sprach zu den Studenten. Die Versammlungshalle war überfüllt. Er wurde mit großer Begeisterung aufgenommen, und einige von uns diskutierten noch lange danach über dieses Ereignis. Nicht so sehr über die Ansprache, obwohl sie allein schon bemerkenswert gewesen war, sondern vielmehr über die Tatsache, daß wir zum ersten Mal in unserem behüteten Leben einen schwarzen

Mann erlebt hatten, der weder Hilfsarbeiter noch Hausangestellter war.

1955 wurden in Sophiatown bei Johannesburg 60 000 schwarze Einwohner zur Räumung ihrer Häuser gezwungen und mit Waffengewalt umgesiedelt, da ihr bisheriges Zuhause als Wohngebiet für Weiße gebraucht wurde. Die afrikaanssprachigen Zeitungen – andere lasen wir an der Universität nicht – nannten es einen großen Schritt nach vorn, sowohl in sozialer als auch in politischer Hinsicht. Bald danach veröffentlichte Father Trevor Huddleston sein Buch über die Ereignisse, die in diesem schändlichen Akt kulminierten. Das Buch machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich: zum erstenmal hatte mir jemand so umfangreich und so detailliert »die andere Seite« erklärt. Bis zuletzt wehrte ich mich gegen die Enthüllungen von *Naught for Your Comfort*; wenn ich heute mein abgenutztes Exemplar durchblättere, finde ich auf jeder Seite meine wütenden Kommentare, meine Überlegungen, Zweifel, Attacken. Aber er zermürbte mich. Obwohl ich es damals nicht zugeben wollte – und meine konservative Umwelt machte es leicht, nichts zuzugeben –, hatte mir Father Huddleston die Augen für etwas geöffnet, das mir bis dahin nicht klar gewesen war.

In dieser Gemütsverfassung ging ich 1959 nach Paris, fest in meinen Überzeugungen, geborgen in meinem Chauvinismus, stark in meinem Glauben: und doch mit beunruhigenden, nagenden Zweifeln ganz tief in meinem Innern. Aber Paris war nicht Potchefstroom. Nach sieben Jahren an der Universität, in einem kleinen gemütlichen Ort, wo jeder jeden kannte, wo alle Reaktionen – auch vorsichtige Auflehnung – vorherzusehen und leicht einzudämmen waren, fand ich mich plötzlich in dieser gewaltigen Metropole, wo restlos alles, was ich immer für selbstverständlich gehalten hatte, nun überprüft, untersucht, neu bewertet und gegebenenfalls verworfen werden mußte.

Einfache Erfahrungen trafen mich wie ein Schock, etwa, als ich mich in ein Studentenlokal zum Essen setzte und feststellte, daß am selben Tisch Schwarze saßen. Was bis dahin so unmöglich gewesen war, daß es nie auch nur in den Bereich des Denkbaren gekommen wäre, geschah nun ganz selbstverständlich. Die Entdeckung, daß viele meiner neuen schwarzen Kollegen in der Lage waren, sich in Gesprächen über Literatur, Philosophie, Politik und tausend andere Themen zu behaupten und daß sie in Wirklichkeit viel mehr gelesen hatten und viel mehr wußten als ich, stürzte mich in eine fast immerwährende Benommenheit.

Als ich gerade ein paar Monate in Paris war, kam die Nachricht von Sharpeville, wo Dutzende von Menschen, die friedlich gegen die Paßgesetze demonstrierten, von der Polizei niedergeschossen worden waren. Taglang sah es so aus, als werde das ganze Land untergehen. Daß ich von allem so weit weg war, ließ das Bild um so klarer und qualvoller erscheinen. All die banalen Dinge, die dazu beitragen, die allmähliche Entwicklung der Lage für den, der mittendrin steckt, zu verschleiern, entfielen nun, so daß die Konturen – wie das Skelett eines Fisches – schonungslos offengelegt wurden. So wie es aussah, gingen meine Leute unter. Instinktiv hatte ich das Gefühl, ich müsse augenblicklich hinfahren und mit ihnen untergehen. Aber das war natürlich lächerlich. Und die schreckliche Überlegung, mit der ich an diesem klaren Morgen im Jardin du Luxembourg fertigzuwerden hatte, sah ganz anders aus: wenn dies wirklich die Apokalypse sein sollte, wenn »meine Leute« wirklich untergingen – dann war es ihre eigene Schuld, die unvermeidliche Strafe für etwas, was sie selbst getan und andere hatten tun lassen; und ich hatte das Gefühl, wie einst in der hinteren Ecke eines schwach erleuchteten Gerichtssaals zu kauern und zu beobachten,

wie die unerbittliche Mühle der Gerechtigkeit mahlte und mahlte und malmte, außergewöhnlich klein.

Diese Erfahrung war so ungeheuerlich, daß ich sie nicht im Handumdrehen bewältigen konnte. Was damals wirklich passiert war, stellt sich mir aus heutiger Sicht so dar, daß die zwei Jahre, die ich in Paris verbracht hatte, zwar ausreichten, alle meine alten Standpunkte und Überzeugungen zunichte zu machen, daß die Zeit aber zu kurz war, um aus den Trümmern neue und positive Möglichkeiten entstehen zu lassen. In dem Stadium war die Literatur für mich nicht so sehr eine Angriffswaffe oder eine Zufluchtstätte, als vielmehr ein Mittel, mit dem ich den neuen, in mir heranreifenden Sinnzusammenhängen auf den Grund gehen konnte. Und dieser Prozeß konnte nur in Wechselwirkung mit der Gesellschaft stattfinden, deren Strukturen ich immer mehr in Frage stellte.

Als die frühen Romane meiner Sestiger-Phase ein starkes Echo auslösten – heftige Verdammung von Seiten der Etablierten, Begeisterung bei der jüngeren Generation –, war das eine aufmunternde und zugleich qualvolle Erfahrung. Aufmunternd, weil das Schreiben zu einer so aufregenden Form der Auseinandersetzung geworden war, der Auseinandersetzung mit einer Gesellschaft im Zustand heftiger Bewegung; qualvoll, weil ich in bezug auf Menschen und Institutionen, denen ich einmal nahe gewesen war, mit der Realität ständiger Belästigung und Ächtung fertigwerden mußte.

Nach wenigen Jahren begann der anfangs so leidenschaftliche Einsatz der Sestiger zu schwinden: die meisten Nahziele, für die wir stritten, hatten wir erreicht. Und die Kämpfe hatten ihren Tribut gefordert: eine gewisse Müdigkeit, ausgelöst von der Entdeckung, daß man sich für ein paar periphere Freiheiten abgekämpft hatte, die von Schriftstellern überall sonst in der freien Welt längst für selbstver-

ständlich gehalten wurden. Unsere Ziele waren faktisch die Ausgangspunkte der anderen. So kam es uns jedenfalls Mitte der 60er Jahre vor: weil wir immer noch nicht eingestehen wollten, nicht mal uns selbst, daß wir in einer total politisierten Gesellschaft wie Südafrika einfach noch nicht weit genug gegangen waren. Unser eigener »literarischer« Anspruch wurde nach und nach zu unserem schlimmsten Feind.

Ende 1967 ging ich wieder nach Paris, diesmal mit dem Ziel, die Möglichkeiten eines endgültigen Umzugs nach Frankreich zu erkunden. Ich verbrachte das Jahr 1968 hauptsächlich in Paris und hielt dort sehr engen Kontakt zu dem Dichter Breyten Breytenbach, der dort freiwillig im Exil lebte, nachdem er einige Jahre vorher eine Vietnamesin geheiratet hatte.<sup>\*</sup>) Ich war zwar in den Jahren davor mehrmals zu Besuch in Paris gewesen, aber 1968 war verständlicherweise alles ganz anders.

Unnötig, hier auf die neue Geburt einzugehen, die sich in meinem Inneren vollzog. Ich hatte zu dem Zeitpunkt schon angefangen, meinen Werken eine politische Dimension zu geben, insbesondere einem Roman (*The Saboteurs*), der unveröffentlicht geblieben ist. Doch mit der Erfahrung, von Südafrika – wieder einmal – weit weg zu sein und damit alles klarer und zwingender zu sehen, gewann ich den Orientierungssinn, der mir bis dahin gefehlt hatte. Das hatte auch unmittelbar damit zu tun, daß ich in Paris war. Ich liebe diese Stadt wie keine andere; immer wenn ich französischen Boden betrete, fühle ich mich neu belebt, erfrischt, beflügelt; meine romantische Liebesaffäre mit dieser Stadt wird bestehen, solange ich lebe. Einige meiner besten Freunde lebten damals in Paris, und dennoch konnte ich nicht blei-

\* Nach Südafrika zurückgekehrt, wurde Breytenbach ins Gefängnis gesperrt und dann, Anfang Dezember 1982, plötzlich wieder freigelassen. Er lebt jetzt wieder in Paris.

ben. Wenn die Studentenunruhen des Jahres 1968 ein Thema ganz besonders ins Blickfeld rückten, dann war es mit Sicherheit die Beziehung des einzelnen zu seiner Gesellschaft und die Notwendigkeit für den einzelnen, in dieser Gesellschaft Verantwortung zu übernehmen.

Wenn ich in Paris blieb, konnte das nur heißen, daß die Literatur für mich zu einem angenehmen Luxus geworden war, zu einem faszinierenden Zeitvertreib. Wenn mir andererseits das Schreiben so wichtig war, wie ich mir immer sagte, dann war es nur an einem Ort zu praktizieren: inmitten jener Gesellschaft, an die mich – das war mir nun klar geworden – eine tiefen und quälende Verpflichtung band. Wenn ich nach Südafrika zurückkehrte, bedeutete das nur eins: daß das Schreiben zu einer unerlässlichen Dimension meines Lebens geworden war und daß ich bereit war, für jedes Wort, das ich in Zukunft schreiben würde, die volle Verantwortung zu übernehmen.

Vom Augenblick meiner Rückkehr an habe ich mich in das, was in diesem Land geschieht, eingemischt und mich seither immer tiefer hineinziehen lassen. Ich habe mir Feinde gemacht; ich habe wunderbare neue Freunde gewonnen. Ganz besonders hänge ich an den Freundschaften, die über die künstlichen Grenzen der Rasse hinweg bestehen und die im Lauf der Jahre gewachsen sind und sich vertieft haben. Es ist nicht leicht gewesen. Jeder Schritt auf diesem Weg mußte erkämpft werden: nicht nur gegen die sichtbaren Hindernisse und Widersacher, die sich mir in den Weg stellten, gegen die Strukturen der Apartheid und ihre tödlichen Auswirkungen, sondern auch gegen die unsichtbaren Kräfte, die im Verborgenen gegen den Schriftsteller wirken – Kräfte, von denen viele Afrikaner nichts wissen, weil sie einfach nicht glauben wollen, daß »ihre eigenen Leute« sich zu solchen Strategien herablassen könnten. Es bereitet besondere Genugtuung, der Taktik der Geheimhaltung mit Auf-

deckung zu begegnen: das Dunkle fürchtet nichts so sehr wie das Licht. Das allein ist schon eine Rechtfertigung für das Schreiben und eine Fortsetzung des Schreibens.

Ich bin hier, weil ich hier sein *will*, weil ich tief in meinem Innern weiß, daß ich hier sein *muß*: weil mich mit diesem Land eine tiefe und furchtbare Liebe verbindet: nicht hier zu sein, würde seelischen Tod bedeuten.

Im eigentlichen Wortsinn ist das eine Erfahrung des *In-der-Situation-Seins*. Und das ist etwas völlig anderes, als »innerhalb des Systems« zu sein! Tatsächlich muß man nicht nur »in der Situation«, sondern, wenn irgend möglich *sur place* sein, wenn man sichergehen will, daß das System bloßgestellt und bekämpft und schließlich auch zertrümmert werden wird: im Namen jener Wahrheit, nach der alle Schriftsteller suchen, jener Freiheit, die nur aus der Auflehnung gegen die Unfreiheit geboren werden kann, und jener Gerechtigkeit, von der ich als barfüßiger Junge einen flüchtigen Eindruck bekam und die niemals schwinden kann – vorausgesetzt, man bekennt sich bedingungslos zu der Notwendigkeit, sie zu formulieren und neu zu formulieren und noch einmal und immer wieder, in alle Ewigkeit.



# *Die Stellung des afrikaanssprachigen Schriftstellers*

[1967]

Wenn die Stellung des englischsprachigen Schriftstellers in Südafrika auch nicht gerade beneidenswert ist, so ist sie doch wenigstens eindeutig: was er schreibt, wird gebannt. Nicht alles natürlich, aber wenn der Fall Nadine Gordimers als Maßstab gelten kann, muß man in jedem Fall bei den gelungensten, *eindrucksvollsten* Werken eines englischsprachigen Schriftstellers damit rechnen, daß sie gebannt werden. Es bereitet den Behörden, gelinde gesagt, nicht die geringsten Skrupel, englischsprachige Werke zu bannen: diese Schriftsteller werden traditionell als die Feinde des Afrikaners angesehen – was kann man also schon anderes von ihnen erwarten? Der afrikaanssprachige Schriftsteller lebt dagegen immer noch mit dem beunruhigenden Wissen, daß ihn die verantwortlichen Leute zwar hassen wie die Pest, daß sie aber (noch) nie offiziell gegen ein afrikaanses Buch vorgegangen sind. Ergibt sich daraus, daß die Stellung des afrikaanssprachigen Schriftstellers sicherer ist als die seiner schwarzen, braunen oder weißen Landsleute, die englisch schreiben? Ganz so einfach liegen die Dinge nicht. Auch wenn einem englischsprachigen Schriftsteller der einheimische Markt entzogen werden mag, so bleibt er, durch Sprache und Kultur, immer noch mit einer großen angelsächsischen Welt verbunden, in der er seine wahre Funktion als Schriftsteller weiterhin ausüben darf. Andererseits sollte man die seelischen Qualen nicht unterschätzen, denen ein Schriftsteller ausgesetzt ist, wenn seine Werke von den

Leuten ferngehalten werden, für die er sie zuallererst geschrieben hat: Nadine Gordimers gebanntes *The Late Bourgois World* sollte in erster Linie von Südafrikanern gelesen werden.

Dem afrikaanssprachigen Schriftsteller ist es bis jetzt noch möglich, seine Werke in seinem eigenen Land zu veröffentlichen – oder doch *einen Teil* seiner Werke, denn die Öffentlichkeit weiß, glaube ich, kaum etwas von der ernstzunehmenden und wachsenden Macht der Veröffentlichung vorausgehenden Vorzensur, die von den meisten größeren Verlagen mit politischen Verbindungen angewandt wird. Ich glaube, nein, ich hoffe, daß letztlich jeder wirklich gute afrikaanse Roman einen einheimischen Verleger findet; aber das ist tatsächlich erst der Anfang des Kampfes, der im wesentlichen nichts anderes ist als ein Kampf gegen Lügen und gegen die Weigerung, Gerechtigkeit walten zu lassen.

Von einem bestimmten Standpunkt aus scheint es unnötig, einigen dieser »Organisationen«, die sich gern auf das Christentum oder den Nationalismus oder am liebsten auf beides berufen, zuviel Beachtung zu schenken: was sind sie denn schon anderes als die erbärmlichen und verzweifelten Kreuzzüge böser alter Männer? Bei dieser Art des Konservatismus, so ließe sich argumentieren, ist es einfach der uralte Konflikt zwischen Alt und Jung, der mit besonderer Heftigkeit und Bitterkeit zutage tritt. Diese selbsternannten Führer berufen sich auf das magische und mythische *völk* als die treibende Kraft hinter ihrem Donnern und Wettern, als *raison d'être* ihres hohlen Getöses – aber ist das *völk* wirklich daran interessiert? Oder reagieren nicht die meisten Leute einfach belustigt auf Christlich-Kulturelle Aktionskongresse und andere Versammlungen, die sehr wenig christliche Liebe und nur eine verzerrte Vorstellung von Kultur offenbaren?

Wenn der Widerstand gegen neuere afrikaanse Literatur auf

unbedeutende Männer und kleine Gruppen beschränkt wäre, würde es sich in der Tat erübrigen, zu lange dabei zu verweilen. Aber diese Aktionen erscheinen nur als Symptome eines viel tiefer gehenden Problems, und sie stehen in einem engen Zusammenhang mit den noch nie dagewesenen Streitereien und Kämpfen und Verleumdungen, die das Afrikanertum derzeit erschüttern – aufeinanderprallende politische Ambitionen, Aufruhr in den Kirchen, kulturelle und industrielle Konflikte usw.

Politisch gesehen ist der Afrikaner an der Macht. In der ersten Jahrhunderthälfte hielt allein schon der Kampf um diese Macht afrikaanssprechende Menschen zusammen; ein Afrikaner war automatisch auch ein Anhänger der Partei und Mitglied in einer der drei »Schwesterkirchen« (auch wenn diese Schicksalsschwestern zuweilen wenig Bruderliebe zeigten). Als jedoch die politische Vorherrschaft erreicht war, fingen die für alle Gesellschaften typischen natürlichen Unterschiede zwangsläufig an, sich vorzudrängen. Unglücklicherweise geschieht das in einem Augenblick, da Südafrika in den Augen der Welt besonders verwundbar ist: wenn das Afrikanertum abbröckelt, könnte – so wird argumentiert – das ganze Gefüge unserer Gesellschaft einstürzen. Das ist auch der Grund, weshalb diejenigen, die den Staat, die Kirche oder den organisierten Kulturbetrieb in der Hand haben, beharrlich beteuern, es sei jetzt nicht die Zeit, »zu überlegen, warum«, sondern einfach »zu handeln oder zu sterben« – was auch die außerordentliche Heftigkeit ihrer Reaktionen erklärt.

In dieser Gesellschaft nimmt der afrikaanssprachige Autor einen merkwürdigen und wichtigen Platz ein. Noch keine hundert Jahre sind vergangen, seit die erste Sprachbewegung anfing, Afrikaans als Sprache zu fördern; das erste afrikaanse Gedicht von einem gewissen literarischen Wert ist ganze sechzig Jahre alt. Der Schriftsteller soll also, nach der wohl

mehrheitlichen Ansicht der Afrikaner, immer noch die Funktion ausüben, die er in der Gesellschaft hatte, als die noch in den ersten Anfängen ihrer Entwicklung steckte. Er soll seine Landsleute zur Solidarität ermuntern und ihre Gruppenidentität fördern – so wie das von Homer oder von den Erzähler des Nibelungenlieds erwartet wurde, von Afrikaner-Pionieren oder von den Schriftstellern Sowjetrußlands oder Rotchinas. Inzwischen hat sich jedoch die Welt total verändert, und in der internationalen kulturellen Gesellschaft hat der Schriftsteller – auch der Afrikaner – eine vollkommen andere Funktion. Der Künstler und Wissenschaftler gehören beide, wie Goethe vor zweihundert Jahren sagte, der ganzen Menschheit. Trotz des Auf und Ab im Leben einer Nation ist es die Pflicht des Schriftstellers, die Oberfläche zu durchstoßen, gefährliche Fragen zu stellen, grundlegende menschliche Wahrheiten zu entdecken. Natürlich kann das den Schriftsteller in die notorische »Stechmücke der Gesellschaft« verwandeln; natürlich macht er sich damit bei dem politischen Führer unbeliebt, dem es ja um den gemeinsamen Nenner und nicht um Individuen geht: aber das ist die Pflicht des Schriftstellers. Wenn das fehlt, stagniert die Gesellschaft.

Nun ist es aber genau diese Funktion, die unsere Oberen den afrikaanssprachigen Schriftstellern wegnehmen wollen, ohne daß sie sich über die Folgen im klaren sind, jenen in Oppermans bewegendem Gedicht *Springbokke* plastisch geschilderten blinden Ansturm von Springböcken, die auf der Suche nach Salz geradewegs ins Meer stürmen. Wenn es Etienne Leroux wagt, in *Sieben Tage bei den Silbersteins* einige Mängel und Torheiten der südafrikanischen Gesellschaft aufzuzeigen, müssen alle möglichen Vorwände – von moralischen bis zu linguistischen Kriterien – dazu herhalten, sein Werk in Mißkredit zu bringen. Oder wenn jüngere Schriftsteller darauf hinzuweisen wagen, daß zu einer sittli-